

Meditation zu Neujahr

KARL RAHNER SJ

Ein neues Jahr kommt. Was wird es bringen? Ich meine nicht: für die Welt, für die Politik und die Kirche. Ich meine: für mich. Gerade für mich. Denn diese Frage und diese Sorge sind berechtigt. Denn bitte: ich werde einmal abtreten und hier nicht mehr sein. Und mein Glaube, nicht meine egoistische Einbildung sagt, daß ich dann erst recht sein werde, daß ich das bin, was ich hier und jetzt geworden bin, daß sich der Ertrag dieser Zeit sammelt in dem, was wir die Ewigkeit, meine und deine einmalige, unvertauschbare, unübertragbare Ewigkeit nennen. Also habe ich ein Recht, zu fragen, was mir das neue Jahr bringt. Und alle sonstige Geschichte ist im letzten doch nur wichtig (allerdings in einem Maß, das die Oberflächlichen gar nicht ahnen) in dem, was sie diesem, jenem, mir und dir an solcher Ewigkeit bringt. Denn das übrige vergeht und ist darum, weil bald überstanden, nicht sehr wichtig. Wenn man auch sagen kann, daß eben dieses Vergängliche, richtig begriffen, das werdende Ewige ist, das vollendete Zeitliche, nicht etwas, was „danach“ — zeitlich — kommt, weil es ja sonst auch verginge. Also: ich interessiere mich dafür, was das neue Jahr bringt. Ich interessiere mich dafür mit dem ganzen Ernst der Ewigkeit. Was da kommt, geht ja nicht wieder fort. Es kommt, um zu bleiben. Es geschieht, um zu sein, nicht um zu vergehen. Es stürzt in die Leere der Zeit, um sie zu erfüllen. Es ist das Geheimnis der Ewigkeit in der Zeit. Ich kann gar nicht so ernst nehmen, was das neue Jahr bringt, wie es genommen werden müßte. Denn solange ich mit meinem Dasein durch die rinnende Zeit verrinne, meine ich immer, es sei darin nichts als dieses. Ich muß immer wieder aufwachen: es geschieht in mir das Ewige, jetzt, auf einmal und für immer, jetzt, wo ich meine, es sei nicht so wichtig, was da läuft und davonläuft.

Nicht alle meine Augenblicke sind gleich erfüllt von diesem Ereignis, das bleibt. Wann wäre denn ein Augenblick meiner Zeit „erfüllt“, so wie man von der „Fülle“ der Zeit spricht, die für die Welt im ganzen durch das fleisch-gewordene Wort Gottes gekommen ist? Offenbar dann, wenn in diesem Augenblick es geschähe, daß ich ganz wach, tapfer und entschlossen mich ganz in diesen Augenblick hinein gesammelt hätte, wenn ich da mich ganz einnähme, wenn ich dieses Eingenommene, das ich ganz bin, ganz in meine Freiheit hineinnähme, wenn ich dieses in Freiheit ganz in eins Gesammelte und Ergriffene in jenem Unbeschreiblichen, das man die Liebe zu Gott nennt (zu Gott, den man nur wirklich kennt, wenn einem dieses Unbeschreibliche gelingt), ganz von sich weg, ganz diesem Gott hingeben könnte (ohne sentimental und klebrig sich anzubiedern, sondern in aller unheim-

lichen Strenge und verschwiegenen Treue, weil dieser Gott ja der Unbegreifliche ist) und ich mich nur so besäße, daß dieser Selbstbesitz der Akt der vollendeten Weggabe wäre. Natürlich ist das alles als christlicher Akt gemeint. Denn die Tat solchen Geschehens ist (ob man es weiß oder nicht) in dieser Ordnung der Wirklichkeit Glaube und Gnade, und dieser Gott, der da gemeint ist, ist nur erreichbar, weil er selbst (unendlich bleibend) unausgesprochen gekommen ist (ob man es weiß oder nicht) in Christus Jesus, dem Wort der Liebe, das Gott so in unsere Welt gesprochen hat, daß es da zu hören ist, wo wir sonst allein nichts hören als dasjenige Schweigen Gottes, von dem wir nicht wissen, ob es seliges Liebeswort ist oder ewige Verdammnis beinhaltet. Aber wo geschieht solche Tat bei mir? Wann bin ich derjenige, der sich ganz gesammelt und ganz frei wegbringt zu Gott? Ja, es ist schon recht, löblich und gut zu sagen (aber es sollte nicht zu beruhigend wirken): wir denken an Gott, wir meinen es gut, wir erfüllen seine Gebote, und darum (so denken wir) kann uns eigentlich nichts geschehen; er muß uns huldvoll sein; er muß uns belohnen (sagen wir Katholiken), uns wenigstens begnaden (sagen viele andere). Das mag ja alles wahr sein (nein, es ist schon wahr, aber nicht die ganze Wahrheit, um die es mir hier geht). Aber wir müssen doch Gott aus ganzem Herzen lieben, aus allen Kräften, aus der ganzen Seele heraus. Und das muß doch geschehen, solange wir noch fern vom Herrn pilgern, solange wir ihn noch nicht schauen von Angesicht zu Angesicht. Denn diese verheißene Seligkeit soll ja nur die Endgültigkeit, die bleibende Vollendetheit der Zeit, der Liebe in ihr sein.

Wir müssen uns ihm also in der Freiheit dieser Zeit ganz gegeben haben, um ihn ganz zu erlangen. Es geht nicht billiger. Es gibt da keinen Pardon. Und alle Gnade besteht darin, daß er gibt, daß wir dies tun, nicht darin, daß er die Seligkeit gäbe, ohne daß wir sie (in der Zeit als Ewigkeit) selbst getan hätten. Auch der miserable Schächer am Kreuz wird noch so erhört, daß er zu glauben und zu lieben beginnt in seiner letzten Stunde aus ganzem Herzen, allen Kräften und aus ganzer Seele. Aber wo geschieht dies bei mir? Wo wird die Gnade Gottes restlos siegreich in der restlosen Freiheit, in der die feige und angstvolle Kreatur, die sich sonst nicht loslassen will, den Mut findet, abzuspringen, sich wirklich ganz zu vergessen über ihrem Gott? Wo und wann werde ich das fertigbringen? Ich muß das schon fertiggebracht haben, könnte ich mir tröstend entgegennehmen. Denn ich vertraue ja darauf, daß ich in Gottes Gnade lebe, sein Erbarmen und seinen Heiligen Geist gefunden habe, der als Liebe Gottes in unseren Herzen ausgegossen ist. Also sei es doch nicht so gefährlich und erschreckend unwahrscheinlich mit der totalen Liebe Gottes, ohne deren Geglücktheit niemand seinen Gott endgültig finden kann. Soll man sagen (das könnte man fragen, um weniger bang fragen zu müssen): man müsse irgendwo und irgendwie im Kern der Person Gott lieben, wirklich echt und ehrlich, man brauche aber „jetzt“ (im Augenblick, da man bang fragt und fragend zeigt, daß man noch unterwegs, noch im geschichtlichen Lauf des Daseins ist, darum aber auch noch nicht fertig sein müsse,

weil man als geschichtliches Wesen noch nicht fertig sein könne) noch nicht sein ganzes Leben in diese totale Liebe zu Gott hineingestellt zu haben? Man müsse laufen. Man dürfe nicht absichtlich und erstarrend stillestehen, man müsse weiter wollen, wachsen wollen in dieser Liebe. Aber tue man dies, dann sei doch jetzt schon (da wir die alles total verwandelnde Liebe in uns, den Begierlichen und Selbstsüchtigen, wenn auch glaubend Gutwilligen, noch nicht finden) eigentlich alles in Ordnung. Man habe die Liebe und sie werde schon wachsen, wenn man die Chancen, die das Leben und Gottes Gnade bieten, nicht absichtlich vertue. Wiederum: das alles mag richtig sein (nein, es ist richtig und es ist ein Trost). Aber es ist kein ganzer Trost. Denn irgendwo muß eben dann doch auch einmal der Augenblick der Fülle der Zeit in meinem Leben geschehen: es muß das Eine und Umfassende, das Große und Heilige geschehen, der Augenblick (still und schweigend wie eine Weihnacht), in dem die Hand des Herzens den Menschen ganz in die Hände des Unbegreiflichen (in die zu fallen schrecklich ist) gibt, so daß sie wirklich leer ist, wenn sie zurückgeht und die Gabe nicht mehr (wie es meistens ist) heimlich wieder mitnimmt. Traust du dich, Herz, zu hoffen, daß dir dies einmal gelingt? Hast du darum schon Hoffnung, weil Du (es sei Dir zugestanden) es schon vielleicht begonnen hast? Weil Du meinst, schon doch irgendwie zu lieben oder wenigstens nach solcher Liebe zu verlangen? Ist das schon genug des Angelds für solche Hoffnung, für diese verwegene (und doch tödlich nötige) Hoffnung, daß Du einmal wirklich und wirklich ganz lieben wirst? Ach, es mag ja scheinen: je älter das Herz wird, um so weniger gelingt ihm das. Müde wird es und matt. Kalt und stumpf. Man weiß nicht recht: macht man weiter, weil man nicht mehr anders kann, festgefahren und erstarrt durch die Dressur der alltäglichen Vergangenheit, oder kann man nicht mehr anders, weil dieses Unvermögen der selige Lohn der echten Freiheit ist? Ist die Tugend zur Routine, der Schwung zum Leerlauf, die Treue zur Gewohnheit entartet?

Wo gibt es die Fülle der Zeit in meinem Leben, wo die Sternenstunde, die das ganze Dasein in sich faßt? Denn es muß diese geben. Der Mensch stückelt ja nicht eigentlich quantitativ sein Leben aus einzelnen guten Taten zusammen. Jede ist vielmehr die Chance des Ganzen, die Möglichkeit, das ganze Leben Gott zu geben. Wäre es nicht so, könnte nicht eine einzige Tat über das ganze Leben entscheiden. Dieses aber tut jede volle Tat (die „schwere“ Sünde und auch die „schwere“ gute Tat, die es ja auch geben muß und die ebenso von einer „leichten“ Guttat wesentlich verschieden sein muß, ähnlich wie die „schwere“ von der „läßlichen“ Sünde). Aber wo habe ich solche Taten getan, die gewichtigen, die so schwer sind wie ich selbst, weil sie den ganzen Menschen selbst auf die Waage Gottes legen?

Man spricht oft von den größten Stunden, den schönsten und heiligsten Augenblicken im Menschenleben und meint dann abwechselnd — je nach dem, was gerade gefeiert werden soll —, die Erstkommunion, den Tag der Hochzeit, den Empfang des Leibes Christi, die priesterliche Ordination und

anderes. Sind diese Ereignisse die gesuchten Sternenstunden des Lebens? Sind sie die Fülle der Ewigkeit, die einzieht in den Augenblick der Zeit? Man könnte es meinen. Denn was könnte größer und entscheidender sein als z. B. der Augenblick, da der Mensch das Brot der Ewigkeit leibhaftig genießt, das der Leib des Herrn ist, der sich für uns in den Tod gegeben hat? Aber jeder weiß, daß man nicht nur unwürdig dieses Brot, das die Fülle der Zeit ist, empfangen kann und so das Leben als sein Gericht ißt. Jeder weiß, daß man mit der Fülle des Sakramentes nicht immer auch die Fülle dessen empfängt (selbst wenn man es nicht unwürdig genießt), was dieses Sakrament bezeichnet und an sich enthält, die Fülle der Gnade. Nicht jeder Empfang der Fülle der Zeit ist ein Empfang der Fülle meiner Zeit. Man kann im Augenblick Christi leben, und doch zieht das eigene Leben tot und leer, oder wenigstens nur sehr unerfüllt, durch seine Zeit hindurch. Wunderbar wäre es ja, wenn in solcher sakramentaler Gestalt die Fülle der eigenen Zeit da wäre, wenn die Fülle der Zeit Gegenwart hätte in meinem Leben. Da wäre dann alles da: die ewige Fülle Gottes wäre gegenwärtig, und diese innere Gegenwart wäre greifbar da in der Verlautbarung ihrer selbst, die nicht eindeutiger, nicht persönlicher und kirchlicher zugleich, nicht existentieller und kultischer zugleich sein könnte. Die Fülle wäre im erfüllten Zeichen, im Sinnbild des Mahles der Ewigkeit, des Mahles der Vollendung da, man leerte den Kelch seines eigenen Lebens bis zur Neige, und siehe, er wäre greifbar eins mit dem Kelch Christi. So kann es sein, so sollte es (vielleicht) sein, wenn wir auch nicht sagen können, ob Gott jedem es zugedacht hat, daß die Sternenstunde seines Lebens gerade dann Ereignis wird, wenn das sakramentale Zeichen der Erfüllung der Welt und des einzelnen in diesem einzelnen Leben aufgerichtet wird, segnend und begnadend, aber eben vielleicht doch nur so, daß nur ein kleiner Teil dieser Gnade empfangen wird, auch nur ein Teil jener Gnade, für die an sich der Raum im Herzen da wäre, wäre es nicht feiger und karger, als es sein müßte.

So kann es sein, daß die größere Stunde, die erfülltere Zeit gegeben ist, wo das Zeichen (im weiteren Sinn) dafür ärmer und zweideutiger ist, kein „opus operatum“ ist. Es kann sein, daß einer den Kelch seines Lebens mit seinem Leben und seinem Tod leert in einer Stunde, die nicht die des eucharistischen Mahles ist, obzwar er auch dann noch in dieser seiner eigenen Stunde lebt aus der Stunde Christi, da er allen ihre eigene Stunde in seiner erwarb, in seiner Stunde, die gegenwärtig wird im Opfer und Mahl der Messe. Es kann sein, daß irgendeiner in einem verzichtenden Schweigen, das keiner bemerkt, in einem scheinbar „kleinen“ Opfer plötzlich durch alle Mauern durchbricht, hinter denen bisher sein angstvoller Egoismus sich verschanzi hatte, und ausbricht in die Weiten Gottes. Vielleicht merkt er selbst nicht viel davon, daß er etwas berichten könnte in seinem Tagebuch. Er ist nur plötzlich so weit geworden, es ist nur plötzlich etwas Namenloses, Geheimnisvolles schweigend da, wie farblos und unbeschreiblich. Aber es ist alles anders. Man kann dieses Anwesende nicht neben die andern Dinge hal-

ten, die sonst den Raum des Lebens wie eine Rumpelkammer ausfüllen, man kann es nicht mit ihnen vergleichen und mit ihnen in Übereinstimmung und Abhebung zusammenordnen. Man hat verlassen, man ist ausgewandert, hat losgelassen. Und siehe: man ist plötzlich überall und hält alles (man meint vielleicht, es sei „nichts“, weil es alles ist) und braucht keinen tragenden Grund mehr, weil man selber so etwas wie eine schwebende Ganzheit geworden ist, die sich selber (im Ganzen Gottes) trägt, ohne zu fallen, weil es nichts gibt für den verlassenden Verlassenen, woraufhin er fallen könnte.

Es kann sein, daß sich einer fürchtet vor dieser schweigenden Unendlichkeit, die sich ihm nicht in abstrakten Gedanken, sondern in der Erfahrung der angenommenen Weite seines Seins, die Geist ist, geöffnet hat, und daß er wie erschreckt wieder zum Vertrauten in seinem Leben zurückflüchtet, zu den greifbaren Menschen, zu den abgegrenzten Pflichten, zu den formulierten Geboten, und dann nicht recht merkt, daß all dieses zwar nötig ist (soll Geist und nicht Schwarmgeisterei werden), aber all dieses nicht nötig ist, um das andere zu fliehen, sondern gerade als die Weise des Vollzugs der wahren Annahme der Unendlichkeit, die darin wirklich gefunden wird und nicht nur die erst in bloße Aussicht gestellte Belohnung unserer guten und endlichen Werke ist. In diesen guten Werken ist ja (wenn sie jenes Gewicht haben, von dem die Rede war) die Gnade. Diese Gnade aber ist im letzten Gott selbst, die „ungeschaffene Gnade“, der ewige Geist der Liebe. Dieser Gott ist darin selbst zugegen. Er wird nicht nur den Werken verheißen, er ist in seiner eigenen Wirklichkeit derjenige, der diesen Werken überhaupt nur gibt, daß sie sind, was sie sein sollen und sein müssen (sollen sie überhaupt etwas sein, das gilt, sollen sie „Heilsakte“ sein): Tore, die offen sind in die freie Unendlichkeit Gottes. Die natürlich sittlichen guten Werke und Gesinnungen wären Ereignisse (wenn es sie allein gäbe oder wo es sie gibt), die, in sich verschlossen, von Gott belohnt würden mit etwas, was Gottes Gabe, aber nicht er selbst ist. Die „guten Werke“ des (greifbaren oder anonymen) Christen enthalten die Unendlichkeit Gottes selbst, als die Bedingung ihrer Möglichkeit (und so Gnade genannt) und als ihren „Lohn“ (ewiges Leben genannt). Und weil Gott keine andere Welt gewollt hat als eine, in die er sich selbst und nicht nur seine geschaffenen Wirkungen hineingegeben hat, darum gilt: alles Endliche ist nur sinnvoll als Ausgang in die maßlose, schweigende und ungreifbare Unendlichkeit.

So kann es sein, daß das Zwiebelchen, das man dem Armen über den Gartenzaun wirft, eine Sternenstunde ist, die kleine Güte, die wirklich vergift, auf den Dank zu lauern, das Vergeben, das gar nicht merkt, daß es vergibt, der kleine Blutstropfen, der aus dem Herzen fließt und fällt, ohne daß wir wissend angeben könnten, wo er ankommt, fällt, ohne daß das Herz bitter wird, sondern den Schmerz des Sterbens still aushält, man weiß fast nicht, warum und wie es gelingen kann. Da ist einer restlos einsam und läuft dieser Einsamkeit nicht davon und bespiegelt sich nicht in ihr. Da war einer ganz alltäglich anständig und wird dafür nur für einen Dummen gehalten,

und er ergrimmt nicht über den Irrsinn der Welt, daß der Gerechte als dumm angesehen wird, er zahlt sich auch nicht selber (zum Ersatz für das Lob der andern) den Trost der Ehre und der Anerkennung für seine Anständigkeit, er bewahrt sich diese nicht geheim auf, um wenigstens später einmal damit aufzuwarten und das Lob der Welt (oder wenigstens seines Freundes oder seiner Frau, denen er sein Leid klagt) einzuheimsen. Er ist einfach anständig. Sonst gar nichts. Es geschieht das Wunder der sich selbst vergessenden Anständigkeit, der (wieder) naiv gewordenen Anständigkeit, die die keusche Liebe zu Gott im Alltag ist. Da tut einer seine Pflicht; er bricht nicht die Ehe, weder in der Tat noch in Gedanken, obwohl ihm diese Pflicht der Treue vorkommt wie der Tod, obwohl er sich vorkommt wie einer, der sich selbst austreicht. Da ist einer, der betet. Und auf einmal hat er vergessen, daß er betet, er hat vergessen, daß er etwas will (und darum den Versuch macht, auf diese Weise das Gewünschte zu erhalten), er hat vergessen, daß er redet, es ist nur einer da: Gott selbst, schweigend, stumm, aber da, namenlos, unaussprechlich und unbegreiflich, unvergleichlich und unaussagbar, aber da. Beinahe da, weil wir nicht mehr da sind, ergriffen, weil wir uns loslassen und uns verschwinden, da, weil wir endlich nicht mehr bei uns da-heim sind, sondern — ja das kann man eigentlich nicht mehr sagen; denn wenn man es sich auch im Augenblick solchen Wegkommens von sich sagen wollte, wäre man schon wieder umgekehrt in die Übersichtlichkeit seiner definierenden Aussage und seines eigenen Daseins, und, wenn man es (was man manchmal muß) aussagt, in der Aussage nicht tut, was man sagt.

Ja es gibt solche Sternenstunden, es kann sie geben. Aber man hat sie ja noch nicht, wenn man darüber redet. Denn ein geschickter Mensch kann auch darüber reden, wenn er es bei andern gehört hat oder wenn er den unvermeidlichen Rest davon gespürt hat, der als das Ingrediens des Geistes und der Gnade auch noch in den geist- und gnadelosesten Taten und Erfahrungen des Menschen steckt. Denn man hörte auf, Geist zu sein (was man ist, selbst wenn man das Messer wetzt, um wie ein Raubtier den andern umzubringen), man hörte auf, ein dauernd von der Gnade „Versuchter“ zu sein (was man aber immer ist), hätte man gar nichts erfahren von dem, was sich eigentlich vollendet nur in solchen Sternenstunden begibt. Aber nicht jede Erfahrung ist eine angenommene, eine mit der letzten Kraft des Herzens ergriffene Erfahrung; man hat noch nicht die Fülle der Zeit und Ewigkeit in sein Herz hineingeborgen, wenn man einen kleinen Geschmack davon verkostet hat und groß über die kleine Probe philosophiert.

Und so bleibt die Frage: hat sich schon eine solche Sternenstunde der Fülle meiner Zeit ereignet? — Törichte Frage. Man kann so eigentlich nicht fragen. Denn es nützte mir ja nichts, wenn ich von einem früheren Augenblick meines Lebens diese Aussage machen könnte. Vielleicht kann ich sie machen, vielleicht vermuten, daß es eine war, als ich kindlich bei der Erstkommunion den Herrn einlud, in das kleine Herz zu kommen, das ihn so sehr liebt. Aber wenn ich so frage, dann stelle ich offenbar die Frage, weil ich meine, es

nützte mir jetzt etwas, was damals war. Und das ist eigentlich falsch. Denn es nützt nur die Fülle meiner Zeit, die nicht zerronnen ist. Es nützt mir eigentlich nur, wenn jetzt oder morgen eine solche Stunde der Ewigkeit Ereignis wird. Denn solange man ein Pilger ist, solange die Zeit noch Zeit ist, ist jeder Augenblick wie ein Stafettenläufer mit einer Fackel; er muß nicht nur für sich das brennende Licht halten, er muß es auch dem nächsten geben. Und nur wenn dieser es ergreift und weiterträgt, hat der Lauf des früheren Wert und Geltung. Das Leben setzt sich, wo es Geist und nicht Physik ist und soweit es so ist, nicht eigentlich aus Teilen zusammen, sondern es läuft das Ganze als unteilbares Ganzes in allem werdend durch die Zeit. Ich habe also nichts, weil ich es früher erwarb, sondern ich habe, weil ich wieder dauernd werde, was ich früher schon geworden bin. Das Frühere ist immer nur die Aufforderung, werden zu lassen, was geworden ist, und die Verheißung, daß auch jetzt gelinge, was schon einmal gelungen ist. Man kann sich also nur aus einer sehr nebensächlichen theoretischen Neugierde oder im Schmerz der Reue, der die Vergangenheit in die Zukunft verwandeln will, zu seiner Vergangenheit umkehren, um nachzusehen, was sich da an hohen Stunden der Ewigkeit ereignet hat.

Wenn man also fragt: hat sich eine solche Sternenstunde schon in meinem Leben ereignet, in meinem armen, leeren Leben voll der Täuschung selbst noch im sogenannten Guten, das ich getan habe, dann müßte man besser fragen: von woher kommt mir eine solche Stunde aus einer Zukunft entgegen? In dem, was auf mich zukommt, muß ich sie finden. Darin muß ich auch die vergangenen suchen. Denn nur, wenn sie darin sind, bleiben sie mir, die mir Gott in seiner Gnade auch in der Vergangenheit möge geschenkt haben. Der Schatz der Vergangenheit ist die Freiheit der Zukunft. Wir haben ja getan, um tun zu können, geliebt, um anzufangen, die Liebe zu lernen. Aus der Zukunft kommt mir mit der reuelosen Gnade Gottes eigentlich meine ganze Vergangenheit nochmals entgegen, damit sie bewahrt bleibe oder erlöst werde. Denn was kann dem entgehen, der Gott findet, und welche Chance wäre vertan, wenn wir immer noch die Chance haben, ein Herz zu haben und Gott aus ganzem Herzen lieben zu können? Gottes gerechter Zorn aber trifft den, der diese selige Botschaft seiner reuelosen Gnade, die unsere totale Chance des Lebens ist, nicht aus ganzem Herzen glaubt. Der „Realismus“, der bloß weiß, was in einem selbst und im Menschen im allgemeinen ist (sehr wenig nämlich und sehr Erbärmliches), ist gar kein Realismus. Er vergißt nämlich das Realste: Gott, die ewige Zukunft und die herrliche Gnade des Menschen, solche Zukunft zur eigenen zu machen. Die Erfüllung dieser totalen Möglichkeit braucht nicht immer und überall unter Freudentränen und Rührungen zu geschehen, wie wir sie so gern hätten. Das müde und zermürbte Herz, das mit der unsichtbaren Flamme des Leides und der Enttäuschung langsam zu dürrer Asche verbrannte Herz ist das Herz, dem diese selige Chance am meisten, nicht am wenigsten verheißen ist: selig die Trauernden, selig die Dürstenden.

So also kommst du, neues Jahr. Ein Jahr wie alle andern auch. Ein Jahr der Plage, der Enttäuschung an mir und den andern. Wenn Gott das Haus unserer Ewigkeit baut, errichtet er schöne Gerüste, um diesen Bau aufzuführen. So schön, daß wir am liebsten in diesen wohnen und an ihnen nur das schlecht finden, daß sie wieder abgebaut werden. Diesen Abbau nennen wir dann die schmerzliche Hinfälligkeit unseres Lebens, klagen und werden melancholisch, wenn wir im Blick auf ein neues Jahr auch nichts zu sehen meinen als den Abbau des Hauses unseres Lebens, das in Wirklichkeit hinter diesen auf- und abgebauten Gerüsten still und für eine Ewigkeit auferbaut wird. Nein, das kommende Jahr ist kein Jahr der Enttäuschungen und kein Jahr der schönen Täuschungen. Es ist Gottes Jahr. Das Jahr, in dem mir Sternenstunden leise und unauffällig entgegengehen, in dem die Fülle meiner Zeit einziehen will in mein Leben. Ob ich sie bemerken werde? Oder ob sie leer bleiben werden? Weil sie mir zu klein, zu demütig und alltäglich vorkommen werden? Sie werden ja äußerlich auch nicht anders aussehen als die Augenblicke im Alltag der guten Werke und anständigen Unterlassungen des Herrn Jedermann. Und darum kann ich sie übersehen: das bißchen Geduld, das meiner Umgebung das Leben ein wenig erträglicher machte; die unterlassene Ausrede; das Wagnis, auf die Fairneß eines andern zu bauen, dem ich lieber mißtraute, weil ich mit ihm schlechte Erfahrungen gemacht zu haben meine; das wirkliche Geltenlassen des Tadels eines andern an mir (Gott, wie schwer ist das, wenn es sich um Dinge handelt, die meine Eigenliebe berühren); das Sterbenlassen eines Unrechts, das man mir angetan hat, in mir selbst, ohne durch Klage, Grimm, Bitterkeit und Vergeltung dieses Unrecht sich weiterzeugen zu lassen; die Treue im Gebet, das nicht durch „Trost“ und ein „religiöses Erlebnis“ belohnt wird; der Versuch, diejenigen zu lieben und nicht nur mit verschlucktem Grimm aus wohlverstandnem Egoismus zu ertragen, die mir auf die Nerven gehen (mit Recht, natürlich); der Versuch, in der „Dummheit“ eines andern eine Art von Gescheitheit zu sehen, die nicht meine ist, darum aber noch nicht dumm zu sein braucht; die Toleranz, in der man die Untoleranz des andern nicht mit Untoleranz heimzahlt; das Bemühen, seine Tugenden nicht zum Freibrief für seine Fehler zu mißbrauchen; der gute Wille, sich selbst zu bessern, wenn man Sünden bei andern sieht und so gern reformierte; die eisern und hart gegen sich aufrecht erhaltene Überzeugung, daß man sich sehr gern und sehr leicht selbst betrügt und vor sich Fehler und Erbärmlichkeiten an sich unentdeckt läßt, die einem bei jedem andern faustdick auffielen; die heruntergeschluckte Klage und das unterlassene Selbstlob und viele andere Dinge, die erst eigentlich gut würden, wenn man sie immer übte (wenn es auch wahr bleibt, daß man besser einiges tut, als alles unterläßt, weil man nicht alles auf einmal aufbringt).

Man muß solche Selbstverständlichkeiten des Alltags nur einmal wirklich versuchen. Dann werden sie schrecklich. Sie können einen fast umbringen, wenn sie nicht nur in klugen homöopathischen Dosen angewendet werden.

Man ist in all diesen Dingen dann der Dumme; man hat den Eindruck, mehr zu bezahlen, als man wieder hereinbekommt. Es lohnt sich nicht, nicht in der Welt und nicht durch das gute Gewissen und die innere Anerkennung über so viel eigene selbstgebaute Tugend; denn auch das wird einem schal. Und dann kommt in all diesen Lächerlichkeiten der anständigen Gesinnung (die im Grunde sehr christlich, wenigstens anonym christlich ist) der Punkt, wo das Sittliche erst eigentlich sittlich und religiös wird: dort, wo es das Tor zum Unendlichen und Ewigen wird. Wo man durch „nichts“ mehr belohnt wird, d. h. durch nichts Angebbares, weder außen noch innen, da ist als dieses „nichts“ in Wahrheit Gott gegenwärtig, und der endliche Verlust ist der unendliche Gewinn, dessen Schätzung eingeübt wird durch diesen Verlust. Man „zahlt drauf“ im Leben mit sich selbst. Und nur um diesen Preis ist Gott erhältlich. Man sollte diese Mystik des Alltags lernen. Nur dann wird die Erfüllung des Gesetzes aus einer Respektierung der Vorschriften des obersten Weltregimentes (die man nie recht fertigbringt und durch die man nur gereizt oder verdrossen wird wie ein geschundener Tagelöhner) zum Trachten des Geistes der Kinder Gottes in der Freiheit. Solche Mystik des Alltages ist Gnade. Ganz und gar Gnade. Aber das sagt ja nicht, daß man nichts zu tun habe als den gottlosen Versuch, zu warten bis Gottes Gnade einen gegen seinen Willen zwingt. Sie „zwingt“ nämlich, indem sie den guten Willen gibt und dieser so von Gott geschenkte gute Wille sieht sich von unten an wie die große und ehrliche Anstrengung des Menschen selbst. Diese aber muß man richtig führen, indem man lernt, Geschmack zu finden an der Ewigkeit in der Zeit durch die Einübung der Mystik des Alltags.

Wenn diese Mystik des Alltags geübt wird, dann ist man vielleicht auch bereit, die erhabeneren Möglichkeiten des Lebens zu sehen, die Stunden der heroischen Opfer (wenn sie einem angeboten werden), die tödlichen Prüfungen, die selige Verschwendung, die heiligen Torheiten und endlich das Sterben, in dem der eigne Tod gestorben wird, der da ist der Tod im Tode Christi. Wie sollte man gerüstet sein, wenn man nicht vorher im Alltag für solche erhabenen Stunden, die keiner sich selber gibt, die kommen nach eigenem unerforschlichem Gesetz, sich wach gehalten und — soweit das möglich ist — eingeübt hat? Wer den Geschmack der Ewigkeit in der Zeit nicht gefunden hat, der läuft solchen Stunden erschreckt davon, er fürchtet sich und fühlt sich überfordert. Es kommt ihm gar nicht in den Sinn, daß ihm eben die große Gnade des Lebens begegnet. Es ist ihm selbstverständlich, daß „dies“ ihm nicht zugemutet werden könne, — seiner inneren Kümmerlichkeit an Mut, aus der heraus er sich selbst versteht, kann es freilich nicht zugemutet werden. Solche Mystik des Alltags müßte eingeübt werden. Sie ist das Gegenteil von jener „Pflichttreue“ des Pedanten, der, in der „Tugend“ verhärtet, das Dasein eines kleinen Beamten des lieben Gottes am liebsten in Ewigkeit weiterführen wollte, vorausgesetzt, daß er hier seinen Gehalt (Ruhe und Ordnung und den „Sieg“ der „Gutgesinnten“ auf Erden) immer pünktlich ausbezahlt erhielt. Sicher ist: es gibt den Alltag, dem wir meistens

nicht entgehen können, da auch die Heiligen manchmal gähnen und sich rasieren müssen. Nicht so sicher ist, daß uns Stunden geschenkt werden, die, auch von uns aus gesehen, groß und bedeutend sind. Also muß es eine Ewigkeit im Alltag geben. Denn wir wissen, daß jeder Mensch, der auf dieser Erde scheinbar als erschreckliche Dutzendware herumläuft, wert ist, eine Ewigkeit zu werden, und dies hier, wo er nichts zu tun scheint, als kümmerlich sein Brot zu verdienen, zu heiraten und auf die Politiker zu schimpfen, wenn er nicht gerade einem Fußballspiel zuschaut oder seine Meinung über Picasso zum besten gibt.

Vielleicht kommen auch mir darum die Sternenstunden nur in der Gestalt des Alltags entgegen. Viele solche „Situationen“ des Alltags werden keine Sternenstunden sein. Man kann ja nicht in jedem Moment sich ganz leisten. Und der größten Freiheit muß am meisten geschenkt werden, weil die innigste Wirklichkeit auf der tiefsten Möglichkeit aufgründet, diese aber uns geschenkt wird. Sich ganz aber in Freiheit ganz leisten zu können, ist das größte Geschenk. Es wird einem nicht jeden Augenblick gegeben. Aber eben dieses kann einem gegeben werden in der kleinen Situation des Alltags. Wer kann sagen, wann diese Stunde kommt? Wir handeln immer ins Unübersehbare hinein, mit dem Risiko und der Chance dieses Unübersehbaren. Plötzlich, wo wir es nur ahnten in der Annahme des Unübersehbaren, ist uns die hohe Erfüllung geschenkt. Und ist doch unser, weil wir sie (die nicht gewußte) glaubend angenommen haben.

Das Jahr solcher Möglichkeiten kommt. Wir sollten glaubender das Neujahr feiern, als wir Verdrossene und feig Ungläubige es tun. Die Zukunft kommt. Die Törichten meinen, sie komme, indem sie wie eine morbid Todesüchtige die Vergangenheit suche. In Wahrheit kommt sie, weil sie Ewigkeit werden will. Die Zukunft wird nicht kleiner, sondern erst eigentlich sie selber, wenn sie Vergangenheit wird, die Vergangenheit, die in dem Menschen, der Gott hat, schrankenlose Gegenwart ist. Die Zukunft, die bleibt, kommt. In der Fülle meiner Zeit, durch die Sternstunden der glaubenden und hoffenden und liebenden Freiheit. Was bringt das neue Jahr für mich? Gott in der Fülle meiner Zeit. Wer weiß, vielleicht sogar so, daß der letzte laufende Augenblick die Fackel des ewigen Lichtes keinem weiteren Augenblick mehr reicht, sondern diese schon leuchtet als das ewige Licht. Wer weiß? Ich laufe, sagt der Apostel. Ich schaue nicht zurück. Ich denke nicht, ich habe es schon ergriffen, aber ich laufe, damit ich ergreife. Man kann auch dem neuen Jahr ein Maranatha zurufen. Denn der Herr ist am Kommen. Auch im neuen Jahr meines Lebens. Was bringt mir das neue Jahr? Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, das Geheimnis seines Todes und Lebens in meinem Leben und Sterben, sein helles Licht in der Mühsal meines Glaubens, seine Verheißung in der Mühsal meiner Hoffnung, seine Liebe zu mir in dem immer neuen Versuch, ihn liebend zu finden in der Teilnahme an seinem Geschick. Es kommt das Jahr des Herrn.